

dtv

»Schicksal ist nicht nur, was kommt, Schicksal ist auch, was man tut«, sagt Marianne, die Erzählerin, trotzig. Der Tod der Mutter ist für sie Anlass, sich mit deren Leben auseinanderzusetzen. Die Spurensuche führt sie bis in das Jahr 1887, als der Maurermeister Johann Peersen in Kiel an Land geht, um dort reich und glücklich zu werden. Der Aufstieg soll ihm gelingen, jedoch immer wieder auf Kosten der Frauen in seiner Umgebung.

Irina Korschunow, 1925 als Tochter einer deutschen Mutter und eines russischen Vaters in Stendal geboren, studierte nach dem Krieg Germanistik, Anglistik und Soziologie. Ihre Drehbücher zu Fernsehfilmen, ihre zahlreichen Romane und v. a. ihre Kinder- und Jugendbücher waren äußerst erfolgreich. 2013 starb sie in München.

Irina Korschunow

Glück hat seinen Preis

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de



Ungekürzte Ausgabe 2017
2. Auflage 2018
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1983 Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg
Umschlaggestaltung: Wildes Blut,
Atelier für Gestaltung, Stephanie Weischer
unter Verwendung eines Fotos
von Trevillion Images/Rachel Turner
Gesetzt aus der Stempel Garamond 12,5/15,5
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-25387-1

Es gibt ein Bild von meiner Mutter, das Bild mit dem Fächer. Siebzehn war sie damals. Sie steht neben einem Sessel, den Kopf zur Seite geneigt, Blumen im Haar, den halbgeöffneten Reihenfächer in der linken Hand und das Kleid voller Spitzen.

»Echte Chamonixspitzen, Janne«, sagte sie jedes Mal, wenn wir das Bild ansahen. Irgendwann, als ich klein war, muss es eine Zeit der Fotografien gegeben haben, tagelanges Wühlen in dem gelben Karton, Geschwister, Eltern, Tanten, Onkel, quer durch die Zeiten. »Onkel Justus mit drei Jahren. Und Tante Mieke als Baby. Und das ist die Hochzeit von Onkel Hans. Dahinten steht Tante Lena, sie ist auch schon längst verheiratet. Großvater Peersen? Der lebte damals doch nicht mehr. Aber hier, er und Großmutter Marie, noch ganz jung. Und das bin ich, mit dem Fächer ...«

Die Stimme meiner Mutter, die Bilder und die Geschichten zu den Bildern. Wir sitzen im Wohnzimmer unter dem rosa Lampen-

schirm. Sie hat den Arm um mich gelegt, und alles an ihr ist rund und warm und weich. Ich bohre meinen Finger in ihr Doppelkinn, und sie schiebt ihn weg und sagt: »Woher ich das nur habe! Bei meiner Mutter ist es mir nie aufgefallen. Aber sie musste ja auch schon mit achtunddreißig sterben.«

Wie alt war ich damals? Vier vielleicht, und meine Mutter Mitte Vierzig, wie ich heute. Nur die Art, wie sie den Kopf auf die Seite legt, und die Augen erinnern noch an das Mädchen im Spitzenkleid.

»Echte Chamonixspitzen. Ich habe es zum Ball in der ›Harmonie‹ bekommen, das schönste Kleid, dein Großvater Peersen wollte das. Wir sollten die schönsten Kleider anhaben, meine Mutter und ich. Gott, war er stolz, als er mit uns in den Ballsaal ging, rechts meine Mutter, links ich, und dieser Glanz, diese Lichter. Nie wieder habe ich so etwas erlebt, so ein Fest.«

Achtundsechzig Jahre später ist sie gestorben. Bevor sie das Bewusstsein verlor, ihre Hände waren schon ruhig geworden, sah sie mich noch einmal an.

»War das mein Leben?«, fragte sie, als ob ich eine Antwort wissen müsste. Für wen?

Für sie? Für mich? Ich werde sie finden. Ich habe die Bilder im gelben Karton, die Geschichten dazu. Und auch die Stadt, in die ich fahren kann auf meiner Spurensuche. Die Abrisskolonnen sind darüber hinweggegangen und später der Krieg, aber ein paar Straßenläufe gibt es noch, ein paar Häuser, ein paar Gräber, ein paar Menschen: Kiel, dänisch-beschaulich bis 1866, dann unter preussischer Herrschaft zur Großstadt explodiert, Stadt der Marine, der Schiffe, der Werften, Hafenstadt, Kaiserstadt, in die mein Großvater Peersen am 5. März 1887 kam, um sein Glück zu machen.

»Er kam vom Dorf«, sagte meine Mutter, wenn sie von seinen Anfängen erzählte. »Seine Eltern hatten einen kleinen Hof in der Probstei. Aber er träumte vom Häuserbauen, dein Großvater Peersen, und ist Maurer geworden und eines Tages nach Ellerbeck gegangen und mit einem Fischer rüber nach Kiel gefahren.«

Ich stelle mir meinen Großvater Peersen vor, nicht den Mann mit dem grauen Kinnbart und den runden Schultern, wie meine Mutter sie von ihm geerbt hat und ich vielleicht auch, sondern jung, breit, einsneunzig

groß, mit hellen Haaren und hellen Augen, die er zusammenkniff, weil dort, von wo er herkam, immer ein Wind wehte.

»Lat mi mit röver«, sagte er zu dem Fischer im breiten Platt seines Dorfes hinter der Förde. Er war als Geselle auf Wanderschaft gewesen, danach zwei Jahre bei einem Meister in Flensburg. Er hatte sein Erbe verkauft, sechs Hektar Ackerland, Koppeln, das reetgedeckte Haus mit den Kastanien, die es vor dem Wind schützen sollten, ein paar Stück Vieh, und die Schwestern ausgezahlt. In seiner Tasche steckte der Meisterbrief. Maurermeister Johann Peersen.

Ich sehe ihn vorn im Boot stehen, und die Stadt kommt näher. Als er beim Schumacher-tor an Land geht, hört er die Rufe der Fischer-frauen: »Butt, springlebendige Butt, Krabben, dat ganze Pund för twintig Penn, Dorsch, hüüt morgen wern se noch inne See!« Mit seinem Reisekorb und dem Bündel über der Schulter steht er am Hafen, vor sich die Türme, deren Namen er noch nicht kennt. Der Wind zaust in seinen Haaren, er spürt den Wind und den Geruch nach Fisch und See und Stadt. Er ist dreiundzwanzig Jahre alt, gesund, stark, ohne Angst.

Jetzt bin ich da, denkt er. Jetzt fange ich an.

»Zuerst musste er sein Geld loswerden«, erzählte meine Mutter. »Er trug ja alles bei sich, was er besaß, gar nicht wenig. Er hatte seinen Reisekorb bei einer Fischerfrau abgestellt und eine Bank gesucht, und Assmann und Söhne wollten ihn gleich wieder raussetzen, so, wie er aussah, ohne Kragen und mit einem Bündel ...«

Assmann und Söhne, Holstenbrücke, war das erste Bankhaus an seinem Weg. Er ging hinein, etwas unsicher, aber nicht zu sehr.

»Is dat hier de Bank?«, erkundigte er sich vorsichtshalber beim Portier, der drinnen neben der Tür stand und ihn musterte, die Joppe, den kragenlosen Hals, die Maurerhose aus braunem Manchester.

»Wat wist du denn all hier?«, fragte der Portier und wandte sich gleichzeitig ab, um einen Herrn in dunklem Gehrock zu bedienen.

»Guten Morgen, Herr Justizrat. Kann ich Herrn Justizrat behilflich sein?« Dann, und obwohl er etwa zwanzig Zentimeter kleiner war als Johann Peersen, versuchte er ihn wieder nach draußen zu schieben.

Assmann und Söhne war keine Groschenbank. Es war die Bank der Herren vom

Hafen, der Schiffseigner und Kaufleute, der Werftaktionäre und Bauunternehmer. Leute ohne Kragen duldeten man hier allenfalls, wenn sie Namen und Bankkonto besaßen.

Johann Peersen wischte die Hand des Portiers fort. Er sah die dunkle Holztäfelung an, die Marmorplatten vor den Schaltern, die Messingbeschläge, den Fußboden aus Terrazzo. Bisher hatte er mit Banken nichts zu tun gehabt, noch nicht einmal eine von innen gesehen. In seinem Dorf bewahrte man Geld zu Hause auf, das hatte er auch in der Fremde so gehalten. Jetzt war es anders. Er besaß eine größere Summe als je zuvor, und er wollte ein Geschäft gründen. Er wäre auch in jede andere Bank gegangen. Doch nun stand er in dieser, und sie gefiel ihm.

Er wischte also die Hand des Portiers fort und fragte: »Ich denke, hier nimmt man Geld?«

Er fragte es auf hochdeutsch, das er in der Schule gelernt und später auch gesprochen hatte, mit seinem Meister in Flensburg, der aus Berlin stammte.

»Sehr gutes Hochdeutsch«, hat meine Mutter immer betont. »Bei uns zu Hause wurde nur Hochdeutsch gesprochen, darauf bestand

er, überhaupt auf Manieren. Er war ein Herr, dein Großvater Peersen, nicht von Geburt, aber von innen. Schon allein, wie er sich verbeugte! So was hat man oder hat man nicht.«

Der Portier von Assmann und Söhne muss es gemerkt haben, an der Sprache und auch daran, wie Johann Peersen ihn ansah, von oben herab, nicht nur wegen der zwanzig Zentimeter. Vor diesem Mann, das spürte er, würde man noch dienern müssen. Er ließ es zu, dass seine Hand weggewischt wurde. Er trat sogar einen Schritt zurück. Johann Peersen konnte zum Schalter gehen und seine Absichten bekunden.

Man wies ihn nicht ab. Die Summe, viertausendachthundert Goldmark, die er auf den Tisch legte, war groß genug für Assmann und Söhne. Aber der Bankbeamte nahm sie mit spitzen Fingern, den Blick auf den nackten Hals gerichtet. Er hatte weniger Gefühl für Johann Peersens Würde als der Portier, vielleicht, weil er nicht so klein geraten war.

»Her möt Se ünnerschriewen, aver ornlich«, sagte er mit Verachtung in der Stimme. Und während Johann Peersen seinen Namen unter den Vertrag mit Assmann und Söhne setzte, nahm er sich drei Dinge vor: Nie mehr

wollte er ohne Kragen in dieses Haus kommen. Nie mehr wollte er platt sprechen. Und die Laffen in der Bank sollten eines Tages vor ihm dienen.

»Kein Platt mehr!«, sagte meine Mutter. »Und ausgerechnet in Kiel, wo alle Welt platt sprach. Trotzdem, er hat es durchgehalten, in der Öffentlichkeit jedenfalls, auf den Ämtern, bei der Innung, immer, wenn es drauf ankam. Auch zu Hause. Hochdeutsch, das war sein Symbol fürs Hochkommen. Nur mit den kleinen Leuten hat er weiter gesnackt, die verstanden ja auch nichts anderes – seine Arbeiter, meine Großmutter Steffens, Frau Jepsen.«

Frau Jepsen, ein Name, der früh auftaucht in der Geschichte meines Großvaters und lange darin bleibt. Die Witwe Jepsen – was weiß ich von ihr? Nicht viel. Dass sie schielte zum Beispiel, dass sie arm war und fromm. Aber wie arm? Wie fromm? Es reicht nicht, was ich weiß, Stichworte machen noch keine Geschichte. Ich muss mir ihre Geschichte zurechtdenken, wenn ich weiterkommen will mit der Geschichte meines Großvaters. Die Geschichte der Luise Jepsen aus der Faulstraße, bei der Johann Peersen nach seiner

Ankunft in Kiel wohnte, die für ihn kochte und für ihn sorgte und ihm jenen ersten wichtigen Hinweis gab, mit dem sein Aufstieg begann. Die also die Weichen stellte für ihn und damit für meine Mutter und auch für mich. So wie diese ganze Geschichte meine Geschichte ist und ich sie nur deshalb erzähle.

Luise Jepsen war damals an die zweiundvierzig Jahre alt, eine kleine, knochige, unscheinbare Frau mit schon grauem Haar, das sie zu einem Dutt oben auf dem Scheitel gedreht hatte. Ihr Mann war Mörtelträger gewesen und vor acht Jahren beim Bau der neuen Universität am Schlossgarten vom Gerüst gestürzt. Seitdem lebte sie allein, ohne Hoffnung auf eine neue Heirat. Sie schielte. Sie schielte heftig. Ihr Schielen war das Erste, was jeder, der sie traf, bemerkte und nicht wieder vergaß. »Scheefooge, Scheefooge«, riefen die Kinder hinter ihr her, und sie hatte es sich früh angewöhnt, die Augen niedergeschlagen zu halten – blaue Augen übrigens, klar und durchsichtig wie der Kieler Himmel im Frühling, was ihr nur leider nichts nützte. Es war für sie stets ein Wunder geblieben, dass Friedrich Jepsen sie genommen hatte.

»Der liebe Gott hat ihn mir geschickt«,

pflegte sie zu sagen, obwohl die Ehe ohne große Umschweife von einer Tante des ebenfalls nicht gerade ansehnlichen Friedrich eingefädelt worden war, die mit Luise im selben Haus gedient hatte und ihren Fleiß, ihre Gutmütigkeit und ihre Ersparnisse kannte. Aber Luise schob es dennoch dem lieben Gott zu, und zwar deshalb, weil sie am Abend, bevor die Tante mit Friedrich Jepsen aufgetaucht war, lange vor ihrem Bett gekniet und um einen Ehemann gebetet hatte. Sie war schon immer fromm gewesen, mit einem Hang zum Mystischen. Nach Friedrichs Tod, ganz auf sich gestellt, ohne Rente, die Ersparnisse aufgebraucht, betete sie noch häufiger als früher um Gesundheit, um Arbeit, um ein Auskommen. Sie litt an Krampfadern und konnte nicht mehr lange stehen. So verdiente sie ihren Unterhalt als Flickfrau in Bürgerhäusern, für Frühstück, Mittagessen und eine Mark bar, flickte abends auch noch Wäsche fürs Krankenhaus und brachte dennoch kaum genug zusammen, um das Notwendigste einzukaufen. Sie musste die fensterlose Kammer neben der Küche zum Schlafen benutzen und ihre Stube, in der sie drei Jahre mit Friedrich Jepsen gelegen hatte, vermieten.

Bei Johann Peersens Ankunft in Kiel stand die Stube schon fast vier Wochen leer. Fünf Mark hatte sie sonst dafür eingenommen, die Hälfte der Summe, die der Hauseigentümer an jedem Monatsersten persönlich abholte und in dem blauen Mietbuch quittierte, ob ein Untermieter da war oder nicht.

In ihrer Not wandte sich Luise Jepsen, wie gewohnt, an Gott, vorerst ohne sichtbares Ergebnis. Es wurde eher noch schlimmer: Einige ihrer Kunden sagten ab, und sie wusste nicht aus noch ein. An einem Montag im März jedoch, als ihr Gebet sich, der Lage entsprechend, zu immer größerer Inbrunst steigerte, hörte sie eine Stimme: »Geh morgen früh auf die Straße, dort wirst du Hilfe finden.«

Frau Jepsen gehorchte. Sie verließ am anderen Morgen die Wohnung, ohne Frühstück, weil nichts mehr im Hause war. Sie ging durch die Faulstraße und die Hasstraße und über den Markt, sie ging die Holstenstraße entlang und über die Holstenbrücke, und als sie bei Assmann und Söhne vorbeikam, traf sie auf Johann Peersen, der gerade die dunkelbraune Eichentür hinter sich geschlossen hatte und darüber nachdachte, wo er ein Quartier suchen sollte.

So sah ihn Frau Jepsen: auf der steinernen Treppe, groß, breitschultrig, mit dem hellen Haar, und ihre innere Stimme meldete sich zum zweiten Mal: »Das ist er!«

Einen Moment zögerte sie noch. Bisher hatten nur weibliche Personen in ihrer Stube gewohnt, des Anstands wegen und weil die Stube nur durch die Küche zu erreichen war, in der sich Frau Jepsen jeden Morgen wusch. Aber die Stimme hatte gesagt: »Das ist er.« Und so trat Luise Jepsen auf Johann Peersen zu und sagte, falls er eine Bleibe suche, sie hätte etwas, eine Stube, ordentlich und sauber, und fünf Mark mit Morgenkaffee, es ginge zwar durch die Küche, doch das ließe sich einrichten, und sie würde auf den jungen Herrn Rücksicht nehmen.

Sie sprach hastig und atemlos. Erst als sie fertig war, holte sie tief Luft. In ihrer Aufregung vergaß sie sogar, die Augen niederzuschlagen, und schielte Johann Peersen voller Angst und Erwartung an.

Johann Peersen antwortete nicht gleich. Erst einmal musste er nachdenken. Er hatte ein Zimmer im Gasthof nehmen wollen, für den Anfang jedenfalls. Aber das Angebot der Witwe Jepsen war billiger, wahrscheinlich

auch besser. Sie gefiel ihm, trotz der verdrehten Augen. Es ging Freundlichkeit von ihr aus, und die Art, wie sie ihr Umschlagtuch über der Brust zusammenhielt, erinnerte ihn an seine Mutter. Johann Peersen war jung und allein in der Stadt. Der Gedanke, bei dieser Frau zu wohnen, vielleicht mit ihr in der Küche zu sitzen, gab ihm ein Gefühl von Behaglichkeit.

Frau Jepsen deutete sein Schweigen falsch und ging im Preis herunter, auf vierachtzig.

»Vierachtzig, mit Morgenkaffee.«

»Nein«, sagte Johann Peersen. »Fünf, wenn es mir gefällt.« Dabei lachte er, halb verlegen, aber auch vergnügt, weil die Dinge sich zu ordnen schienen. Johann Peersens Lachen. Frau Jepsen sah es, es sprang zu ihr über. Alles kam ihr nicht mehr so schwierig vor. Und auch, dass Johann Peersen den Reisekorb gleich bei der Fischerfrau abholte, gab ihr Hoffnung.

Luise Jepsens Wohnung lag im ersten Stock, direkt unter dem Dach. Das Treppenhaus war ohne Licht. Sie ging vor Johann Peersen her, über die abgetretenen, knarrenden Stufen und schloss die Küchentür auf.

»Da!«, sagte sie und öffnete die Tür zur Stube.

Es war ein fast quadratischer Raum. Ein Bett stand darin, ein eiserner Ofen, der Ständer für die Waschschüssel, ein Tisch, zwei Stühle mit geschweiften Lehnen, ein Schrank und eine Kommode aus Kirschbaumholz, darüber der Regulator. Das Bett war mit einer blauen Decke zugedeckt, von Frau Jepsen einstmals für ihren Ehestand genäht und mit weißen Litzen besetzt.

Johann Peersen sah die Sachen an, vor allem die Kommode mit den Beschlägen und dem eingelegten dunklen Bandmuster. Friedrich Jepsen hatte sie kurz vor seinem Tod aus einem Abbruchhaus mitgebracht.

Biedermeier, ein Wort, das Johann Peersen noch nicht kannte. Aber er hatte Sinn für Form und Qualität, und die Kommode gefiel ihm.

»Is ja man allens ollen Kram«, sagte Frau Jepsen ängstlich.

»Und nach hinten raus.«

Johann Peersen trat ans Fenster. Der Blick ging auf den Nachbargarten, Äpfel- und Pflaumenbäume, Gemüsebeete, auch eine Kastanie.

»Ich bleibe«, sagte er, und Frau Jepsen, um nicht zu weinen vor Glück, fing wortlos an, das Bett zu beziehen. Sie nahm ihre beste Garnitur, weiß, das Kopfkissen mit Hohlraum.

Johann Peersen öffnete seinen Korb. Er hingte den guten Anzug, der ihm für die Reise zu schade gewesen war, in den Schrank und legte seine Wäsche in die Kommode.

»Sie wissen noch nicht mal, wer ich bin«, sagte er. »Johann Peersen, Maurermeister.«

»Meister?« Frau Jepsen sprach das Wort mit Ehrfurcht aus. »Maurermeister? Meiner war auch Mauermann.«

»So?«, fragte Johann Peersen. »Und wo ist er?«

»Tot. Vom Gerüst runter«, sagte sie, und Johann Peersen schwieg. »Haben Sie was zu essen da?«, fragte er schließlich.

»Kartoffeln«, sagte Frau Jepsen nach einer längeren Pause und ging in die Küche. Er folgte ihr, sah den Tisch an, rechteckig, vor langer Zeit hellbraun gestrichen, den schmalbrüstigen Küchenschrank mit dem Papierblumenstrauß, die fleckigen Wände, den eisernen Ausguss, den Herd, das abgewetzte Sofa. Am Fenster stand die alte Singer-Nähmaschine.

»Bisschen frisch hier«, sagte Johann Peersen. »Soll ich Feuer machen?«

Er zog die Holzlade auf. Nur ein paar Späne lagen darin. Auch der Kohleimer war leer.

Frau Jepsen blickte zu Boden. Sie sagte nicht »im Keller« oder »im Schuppen auf dem Hof«. Sie schwieg. Kohlen und Holz kaufte sie eimerweise, wenn gerade Geld da war.

Johann Peersen sah ebenfalls beiseite, auf das Wandbord mit den blauen Bechern. Er hatte es immer warm und satt gehabt und verstand, dass sie sich ihrer Armut schämte. Aber andererseits war er ein praktischer Mann. Es ging auf Mittag. Er hatte Hunger. Auch Frau Jepsen musste Hunger haben, mit nichts als rohen Kartoffeln im Haus, und so fingerte er ein paar Münzen aus seiner Tasche und sagte: »Hier ist das Mietgeld für März, Frau Jepsen, und wenn es Ihnen nichts ausmacht, dann holen Sie man noch Speck und eine geräucherte Wurst und kochen für uns beide Kartoffelsuppe.«

Dies war der Augenblick, in dem Johann Peersen der Witwe Jepsen endgültig als Gesandter des Herrn erschien. Sie fiel nicht auf